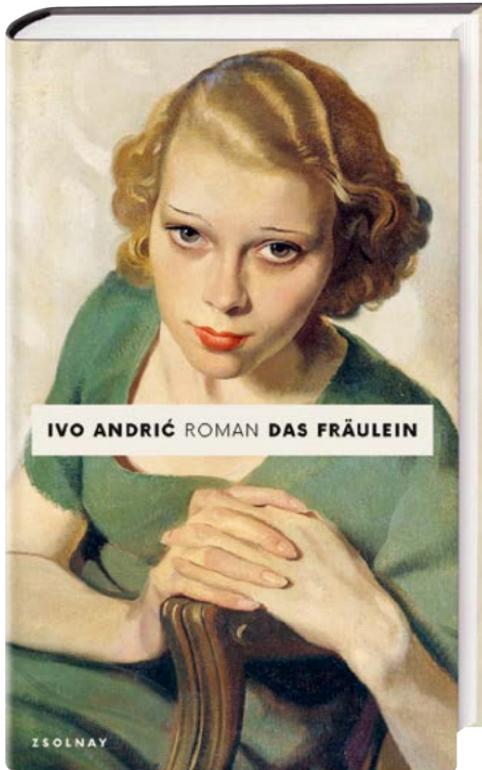


Leseprobe aus:
Ivo Andrić
Das Fräulein



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2023 Paul Zsolnay Verlag Ges.m.b.H., Wien





IVO ANDRIĆ

DAS FRÄULEIN

Roman

Deutsch von Edmund Schneeweis,
überarbeitet von
Katharina Wolf-Grißhaber

Mit einem Nachwort
von Michael Martens

Paul Zsolnay Verlag

Die Originalausgabe erschien 1945
unter dem Titel *Gospodjica*.

1. Auflage 2023

ISBN 978-3-552-07341-8

All rights reserved

© The Ivo Andrić Foundation, Beograd, SERBIA

Alle Rechte der deutschsprachigen Ausgabe

© 2023 Paul Zsolnay Verlag Ges. m. b. H., Wien

Satz: Nadine Clemens, München

Autorenfoto: © Graziano Arici / eyevine / laif

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Motiv: Bridgeman Images / Christie's Images /

Estate of Herbert James Gunn

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



MIX
Papier | Fördert
gute Waldnutzung
FSC® C083411

Wenn du etwas tust, möge Gott dir verzeihen!
Doch wenn dein Herz mit totem Wachs versiegelt ist,
dann lastet ein Fluch auf dir.

JANKO VESELINOVIĆ

Verflucht ist und bleibt das Geld, das man nicht zum
allgemeinen Nutzen des Volkes verwendet.

SIMA MILUTINOVIĆ-SARAJLIJA

An einem der letzten Februartage des Jahres 1935 brachten alle Belgrader Zeitungen die Nachricht, dass man in der Stiška-Straße 16a die Hausbesitzerin tot aufgefunden habe. Sie hieß Rajka Radaković, stammte aus Sarajevo, lebte in diesem Haus schon an die fünfzehn Jahre ganz zurückgezogen das Leben einer einsamen alten Jungfer und galt als Geizkragen und Sonderling. Ihren Tod entdeckte der Briefträger der Straße. Nachdem er zwei Tage vergeblich geläutet hatte, ging er um das Haus, schaute vom Hof ins Fenster, sah im Vorzimmer die Leiche der alten Jungfer auf dem Rücken liegen und meldete es sofort der Polizei.

Nach den damals herrschenden Gepflogenheiten nahm die Kriminalrubrik in der Tagespresse einen großen Raum ein. Alle Tageszeitungen schlachteten Morde, Unfälle und blutige Ereignisse aus, um die Phantasie der Menge zu entzünden, ihre Neugier zu kitzeln, diese durch Schilderung der kleinsten Einzelheiten zu befriedigen und so den Umsatz des Blattes zu steigern. Auch die Nachricht vom Tod der einsamen Alten brachten die Zeitungen an sichtbarer Stelle mit den reißerischen Untertiteln: »Liegt ein Verbrechen vor?«, »Untersuchung im Gange. Unser Berichterstatter am Tatort«. Aber diesmal war es den Zeitungen nicht vergönnt, lange Reportagen mit gruseligen Einzelheiten und Fotos zu bringen. Die Kommission, die sich sofort in die Stiška-Straße begeben hatte, stellte rasch und einwandfrei fest, dass es sich nicht um ein Verbrechen handelte, sondern dass die alte Jungfer eines natürlichen Todes gestorben war – an einem

Herzschlag, dass alles im Haus unbeschädigt und an seinem Platz war und nichts auf einen Einbruch, einen Diebstahl oder irgendeine Gewalttat hindeutete.

Sobald die Nachricht vom Tod der alten Jungfer erschienen war, kam der alte und bekannte Kaufmann Djordje Hadži-Vasić mit seiner Frau in die Stiška-Straße. Das waren die einzigen Verwandten, welche die Verstorbene in Belgrad hatte. Sie kümmerten sich um die Bestattung und übernahmen als ihre nächsten Verwandten das Haus mit seinem Inventar bis zur Klärung der Erbschaftsfrage.

Die Zeitungen erwähnten den Namen Rajka Radaković nie mehr. Weder ihr einstiges Leben noch ihr Tod boten etwas, was die Aufmerksamkeit auf sich gezogen und die Phantasie der Leserschaft angeregt hätte, doch von ihrem wahren Schicksal werden Ihnen die folgenden Seiten erzählen.

EINS

Der Himmel über Belgrad ist weit und hoch, wechselhaft, doch immer schön; an den heiteren Wintertagen mit ihrer kalten Pracht; während der Sommergewitter, wenn er sich ganz in eine düstere Wolke verwandelt, die, gejagt von einem wahn-sinnigen Wind, Regen, vermischt mit dem Staub der Pannonischen Tiefebene, bringt; im Frühling, wenn er gleichzeitig mit der Erde zu blühen scheint; im Herbst, wenn er schwer ist von den herbstlichen Sternenschwärmen. Immer schön und herrlich, wie um diese seltsame Stadt für alles zu entschädigen, was sie nicht besitzt, und sie über alles zu trösten, was nicht sein dürfte. Aber die größte Pracht dieses Belgrader Himmels sind die Sonnenuntergänge. Im Herbst und im Sommer sind sie ausgedehnt und strahlend wie eine Fata Morgana in der Wüste, im Winter hingegen gedämpft durch düstere Wolken und rötliche Nebel. Doch zu jeder Jahreszeit kommt es sehr oft vor, dass das Feuer dieser Sonne, die in der Ebene zwischen den Flüssen unterhalb Belgrads versinkt, sich sogar in der hohen Himmelskuppel widerspiegelt, sich bricht und als roter Schein über die weit verstreute Stadt ergießt. Dann färbt die Sonnenröte für einen Augenblick auch die entlegensten Winkel Belgrads und spiegelt sich sogar in den Fenstern jener Häuser wider, die sie sonst nur schwach bescheint.

Dieses Licht bestrahlte am Abend dieses Februartages 1935 auch die Fassade eines kleinen und verwahrlosten Hauses in der Stiška-Straße. Bei der rasanten Entwicklung der Straße hatten sich hier die Hausnummern überschritten und die amt-

liche Zählung durcheinandergebracht, so dass es plötzlich zwei Nummern 16 gab und eine davon zu 16a werden musste. Diese Nummer nun trägt das niedrige, gelbe Haus, eingezwängt und verloren zwischen zwei modernen, hohen Gebäuden aus der neueren Zeit. Das ebenerdige unansehnliche Haus stammt noch aus der Zeit vor den Balkankriegen, als man von der Gegend behauptete, hier sagten sich Fuchs und Hase gute Nacht, als man hier für den Quadratmeter Boden einen Dinar zahlte, als die Häuser in dieser Straße noch spärlich und alle so niedrig und durch ausgedehnte Gärten voneinander getrennt waren und mehr oder weniger vor- oder zurückstanden, je nach Laune und Bedürfnis des Besitzers. Damals waren die Hausnummern nicht so wichtig. Man wusste, wem welches Haus gehörte, und die Leute kannten sich meist, wenigstens dem Namen nach oder vom Sehen. Sofern sie sich nicht kannten, suchten sie einander seltener auf, und im Notfall fanden sie sich leichter als heutzutage.

Solche für die Vorkriegszeit typischen Belgrader Häuser sind gegenwärtig noch häufig in den entlegeneren Straßen der Stadt anzutreffen. Sie gleichen sich alle, nicht der Größe, aber der Form und dem Material, der Raumaufteilung und mehr oder minder auch der Inneneinrichtung nach. Zwei oder vier Fenster blicken auf die Straße, je nachdem, ob das Haus zwei oder drei Zimmer hat. Unter den Fenstern ist im Mörtel ein Jugendstilmotiv oder ein einfaches geometrisches Ornament aus der ewig gleichen Form irgendeines Meisters aus Crna Trava angedeutet. Das eiserne Tor, dessen obere Hälfte aus Draht geflochten und oben mit eisernen Stacheln verziert ist, führt in einen kleinen Hof mit winzigen Pflastersteinen und einem schmalen Blumenbeet längs der Mauer, an der Weinreben oder Kletterrosen ranken. Hier, in der Mitte, befindet sich der Hauseingang mit ein

oder zwei Steinstufen, über dem ein kleines Dach aus Holz angebracht ist, das bei den reicheren Leuten aus dickem Milchglas besteht. Weiter drinnen, hinter dem Haus, liegt der Garten mit einem Nussbaum in der Mitte, oft auch mit einem Brunnen daneben und mit frühreifen Pflaumen und Pfirsichen an dem Zaun, der das Anwesen von den Nachbargärten und -höfen trennt. Auch im Innern ist die Raumaufteilung fast immer gleich: ein großes Vorzimmer und rundherum drei bis vier Zimmer und die Küche.

In allem gleich, unterscheiden sich die Häuser jetzt nur durch ihr Äußeres. Die einen sind getüncht, offensichtlich gut erhalten und werden regelmäßig ausgebessert; das eiserne Hof-tor ist mit heller Ölfarbe gestrichen; die Fenster sind geputzt und mit dünnen weißen Gardinen verhüllt. Solche Häuser zeigen, dass ihre Bewohner mit der Zeit gehen, arbeiten und Geld verdienen, vom Leben etwas verlangen und auch bekommen. Andere Häuser dagegen sind verwahrlost und hässlich. Der Rand des Daches ist verwittert, die Dachrinnen sind verscho-ben, die Farben verblasst, die Simse und primitiven Ornamente bröckeln ab. Die Wände unter den Fenstern sind mit Stra-ßendreck bespritzt und mit den ersten Schreibübungen der Kinder bekritzelt. Aus den Fenstern lugt die innere Verwahr-losung, die Armut oder ganz einfach der Mangel an Bedürf-nissen.

Das Haus 16a gehört zu letzterer Gruppe. Es hat im Ganzen zwei Fenster, die auf die Straße blicken. An den Fenstern fallen die starken eisernen Querstangen auf, die dem ganzen Haus ein düsteres und kerkerhaftes Aussehen verleihen. Sein Äußeres könnte einen auf den Gedanken bringen, es sei verlassen oder warte auf einen Käufer, der es übernehme, nicht um darin zu wohnen, sondern um es abzureißen und ein neues, größeres zu

bauen, ähnlich den beiden, die es von links und rechts einzwängen. Aber wenn Sie genau hinschauen, sehen Sie, dass hinter einem der Fenster ohne Vorhang und Blumen eine ältere Frau sitzt, unbeweglich und gekrümmt, mit jenem abwesenden und doch gesammelten Ausdruck, wie ihn die Gesichter von Frauen haben, die sich über eine Handarbeit beugen. Das ist Fräulein Rajka Radaković.

Die älteren Bewohner der Stiška-Straße, die hierhergekommen waren, bevor die neuen Häuser mit mehreren Stockwerken gebaut wurden und sich neue und unbekannte Leute niederließen, kennen zwar ihren Namen, aber alle nennen sie von jeher einfach das Fräulein.

Sie zog gleich nach der Befreiung im Jahr 1919 von Sarajevo hierher, kaufte das Haus und wohnte darin mit ihrer Mutter, die schon zwei Jahre darauf verstarb. Seither lebt sie allein, ohne Verwandte oder Dienstboten, fast auch ohne Besuche und Freunde. Wovon lebt sie? (Denn das ist die erste und wichtigste Frage, die man sich hier bei jedem Einzelnen stellt und unermüdlich wiederholt, bis man eine Antwort darauf gefunden oder erfunden hat.) Die alten Bewohner der Stiška-Straße haben einst herausbekommen, dass das Fräulein von einer Rente und von Ersparnissen lebt. Die einen behaupteten, sie sei reich und sitze auf dem Geld, die anderen, sie sei arm und darbe. Im Übrigen kümmert sich schon seit vielen Jahren in dieser lebendigen und bunten Welt niemand sonderlich um das zurückgezogene alte Fräulein.

In den vergangenen Jahren war sie selten zu sehen. Nur von Zeit zu Zeit besucht sie den Kalenićmarkt, oder sie geht, wenn es so kalt ist wie jetzt, hinaus, um ganz allein vor dem Haus den Schnee vom Gehsteig zu räumen. Sie ist eine große, hagere alte Jungfer in den Fünfigern. Ihr Gesicht ist gelb und von vielen

Runzeln durchfurcht. Diese Runzeln sind ungewöhnlich tief, und auf der Stirn, unmittelbar über der Nase, kreuzen sie sich und bilden ein regelmäßiges Dreieck, das die starken Augenbrauen verbindet. In jeder Runzel liegt wie eine schwarze Ablagerung ein feiner Schatten. Das verleiht ihrem ganzen Gesicht einen düsteren und gequälten Ausdruck, den auch der Blick ihrer Augen nicht aufheitert, denn aus ihnen bricht Finsternis. Aber ihre Haltung ist aufrecht, ohne Spur von jenem Wankelmut, den vereinsamte, kranke und arme Menschen in allem aufweisen, und ihr Gang ist schnell und energisch. In der schwarzen Jacke und dem ungewöhnlich langen Rock, wie ihn heute niemand mehr trägt, in den abgetragenen Schuhen und den dicken Strümpfen, mit der Wollmütze auf dem angegrauten Haar ist sie jenseits aller Zeiten und Moden gekleidet. Die Leute von heute, die so schnell dahinleben, dass ihnen die Eile schon zur Gewohnheit geworden ist, nehmen die große, ungewöhnliche Gestalt der mageren, schwarzen Frau so gut wie gar nicht wahr.

Auch an diesem Februarabend sitzt das Fräulein am Fenster und stopft Strümpfe. Am Nachmittag musste sie in irgendeiner Angelegenheit das Haus verlassen, kehrte aber noch bei Tageslicht zurück, nass und durchgefroren vom Februarwind, der gleichzeitig Schnee und Regen brachte. Sie zog ihre alten Überschuhe aus und legte den langen schwarzen Wintermantel ab, gefertigt aus einem wie Uniformtuch groben Stoff und jetzt vollgesogen mit Wasser. Sie nahm den altmodischen Garderobenständer, zog ihn aus der Ecke in die Mitte des Vorzimmers und hängte ihren Mantel darum, damit er schneller trockne. So stand er da wie ein großer Mann ohne Kopf, der ins Haus getreten und mitten im Vorzimmer stehen geblieben war. Dann ging sie ins Zimmer, das ihr, durchgefroren, wie sie war, warm vor-kam, nahm ihre Handarbeit und setzte sich.

Jene Abendröte, die über Belgrad, wie mir scheint, länger anhält und stärker glüht als über anderen Städten, beleuchtet auch ihr Fenster. Bei diesem letzten, rötlichen Licht der unsichtbaren Sonne kann man noch schön arbeiten, wenn man nur nahe genug ans Fenster rückt. Denn im Hintergrund des Zimmers greift schon ein zartes Halbdunkel um sich. In diesem Dämmerlicht erkennt man einen kleinen Eisenofen zwischen ärmlichen Möbeln: einem Kleiderschrank, einem Regal und einem hölzernen Bettgestell, über das eine Kamelhaardecke gebreitet ist. Alles in diesem Zimmer, von den Wänden bis zu den Möbeln, trägt den Stempel der Nachlässigkeit und Verwahrlosung, als ob hier ein Blinder lebte oder jemand, der völlig gleichgültig ist gegen die Dinge dieser Welt und sich ihrer bedient, weil er muss, und nur, soweit er muss, den es aber überhaupt nicht kümmert, wo etwas steht und wie es aussieht. Der rötliche Widerschein der Belgrader Dämmerung verleiht den ärmlichen und verwahrlosten Räumen ein noch trostloseres Aussehen, genauso wie er die schönen und gepflegten noch angenehmer macht.

In diesem freudlosen Zimmer verbringt das Fräulein den größten Teil ihrer Zeit, denn es ist der einzige Raum, der geheizt wird. Hier schläft sie, hier verbringt sie den Tag, hier arbeitet sie, hier kocht sie auch auf dem kleinen Ofen ihr karges Mittagsmahl, das gleichzeitig ihr Abendessen ist. Das Fräulein verschwendet nicht viel Zeit für solche Arbeiten wie den Hausputz und das Kochen. Schon deshalb nicht, weil sie Verschwendung überhaupt nicht mag, auch nicht das Wort »verschwenden«, in keiner Verbindung und keiner Form. Anders verhält es sich mit der Arbeit, die sie jetzt macht, mit dem Stopfen. Das ist eine angenehme und nützliche Arbeit; man verliert zwar Zeit dabei, und die Augen ermüden, aber man spart alles andere; Zeit und

Augenlicht hat der Mensch im Überfluss, jedenfalls mehr als alles andere. »Stopfen und Dulden halten das Haus zusammen«, sagt sie sich das alte Sprichwort vor, während sie sich ans Fenster setzt und ihre alten, schon so oft gestopften Strümpfe in die Hand nimmt, und dann wiederholt, dreht und wendet sie unzählige Male unbewusst und unhörbar: »Stopfen und Dulden«, so wie junge Mädchen bei der Arbeit lautlos und instinktiv die Worte und die Melodie eines Liebesliedes wiederholen, das an und für sich unbedeutend und weiß Gott wo und wann entstanden ist, in dem sie jedoch seltsamerweise ein lebendiges Bild und einen klaren Ausdruck ihrer tiefsten Wünsche finden.

Stopfen! Das ist eine Lust. Das heißt wahrlich, einen ewigen und ermüdenden Kampf führen und einen mächtigen, unsichtbaren Feind überlisten. In diesem Kampf gibt es harte, schwere, scheinbar ausweglose Augenblicke, es gibt auch Niederlagen und Entmutigungen, aber viel häufiger sind die lichten Augenblicke hingebungsvollen, heiligen Dienens und berauschten Siegens. Eine Stelle an irgendwelchen Pantoffeln oder an einem Wäschestück wird dünn und zerreißt, so dass der Gegenstand zu nichts mehr taugt, weder zum Tragen noch zum Wegwerfen. Aber hier, wo andere Frauen aufgeben und vor der allmächtigen Kraft kapitulieren, die alles, was Sie tragen, abnutzt und abwetzt, die jedes menschliche Leben und jede Bewegung begleitet wie ein Fluch, der mit der Erbsünde auf das menschliche Dasein niedergegangen ist, erst da beginnt für das Fräulein der richtige Kampf, erst da eröffnen sich ihr qualvolle und ferne, aber glänzende Aussichten auf große Siege. Mit all ihren stillen und unsichtbaren, doch gewaltigen, zähen jungfräulichen Kräften stürzt sie sich auf diesen Gegenstand und lässt ihn nicht aus den Händen und Augen, bis er geflickt und ausgebessert ist für einen langen neuen Gebrauch. »Jede andere an meiner Stelle

würde das wegwerfen, aber ich werfe nichts weg. Bei mir gibt es weder Schaden noch Verlust.« So spricht das Fräulein zu sich selbst und betrachtet entzückt und voller Liebe diesen Pantoffel, der gerettet und jener feindlichen Kraft entrissen ist, die alles an uns und um uns anfrisst, durchlöchert, zerreißt und auflöst. Zwar ist der Pantoffel nicht mehr schön anzusehen, und auch sonst ist er geschrumpft und hat sich verformt, er drückt und kratzt und verwundet die Haut des Fußes, aber was ist das gegen das Vergnügen, welches dieser Sieg und diese Ersparnis bereiten? Soll er schmerzen und verwunden, es ist ein süßer Schmerz und eine glckhafte Wunde. Das Fräulein ist bereit, viel mehr zu ertragen als das. Und was die Schönheit betrifft, so sorgt sie sich noch weniger. Die Schönheit ist teuer, wahnsinnig teuer, aber nichtig und trügerisch. Es gibt keinen schlimmeren Verschwender und keine größere Verblendung. Sie hat sie nie sehr geliebt, sondern immer verabscheut, und die Lebenserfahrung hat sie noch darin bestärkt. Niemals hat sie recht verstanden, warum die Menschen einen solchen Unterschied zwischen dem machen, was schön, und dem, was nicht schön ist, und was es denn ist, was sie so hinreit und berauscht, dass sie für das, was sie Schönheit nennen, ihre Gesundheit zugrunde richten und Geld verschwenden, mächtiges, heiliges, großes Geld, das über allem steht und mit dem sich keine Schönheit auch nur annähernd messen kann. Aber jetzt, wo sie in die Jahre kommt und sich ihr die ungeahnten und unübersehbaren Schönheiten und Wonnen der Sparsamkeit immer weiter und klarer eröffnen, beginnt sie diese Schönheit immer stärker und entschiedener zu hassen wie Ketzerei, wie ein böses, rivalisierendes Idol, das die Menschen auf traurige Abwege führt und sie von der einzig wahren Gottheit, der Sparsamkeit, abbringt. Stopfen, das ist der stille, gerechte Dienst an dieser Gottheit. Stopfen bedeu-

tet, gegen den Verfall zu kämpfen, bedeutet, die Ewigkeit in ihrer Dauer zu unterstützen. Deshalb ist diese unscheinbare und winzige Arbeit so groß und heilig und erfüllt die ganze Seele mit Ruhe und Zufriedenheit. Darum lohnt es sich auch, sich abzumühen und allerhand auf sich zu nehmen und zu erdulden.

»Dulden!« Auch das ist eine Lust. Das weiß sie, denn sie hat in ihrem Leben viel erduldet und viel Befriedigung daraus gezogen. Und warum soll der Mensch nicht etwas erdulden, wenn er weiß, dass er dadurch ein viel größeres Übel vermeidet und sich ein weit größeres Gut erkaufte? Der Mensch wäre kein vernünftiges Wesen, wenn er nicht einsehen könnte, wie nützlich und sicher eine Arbeit ist, die er so verrichtet. Denn was sind die kleinen Leiden und Entbehrungen, die wir im Dienste der Sparsamkeit ertragen, gegenüber dem, was sie uns gibt und wovon sie uns rettet? Sie erhält um uns herum Leben und Dauer, bereichert uns stets und verleiht sozusagen allem, was wir besitzen, Ewigkeit; sie bewahrt uns vor Unkosten, Verlusten und Unordnung, vor Verarmung, vor dem Elend, das am Ende kommt und schlimmer und schwärzer ist als der Tod, eine wahre Hölle schon auf Erden und bei Lebzeiten. Und wenn man bedenkt, wie alles um uns ständig und unmerklich schwindet und vergeht, zerreißt, sich abnutzt und verfällt, und wie wenig und dürftig es ist, was man zu tun vermag und im Kampf dagegen unternehmen und leisten kann, dann nimmt man jedes Leiden und jede Entbehrung in Kauf, nur um diesem Übel abzuhelfen, dann muss man sich für jeden Augenblick der Erholung wie für Faulenzerei und für jeden Bissen wie für Vergeudung und Luxus schämen. Mit dem fanatischen Mut eines Märtyrers muss man in dem aussichtslosen Kampf alles ertragen.

Von diesen überschwänglichen Gedanken läuft dem Fräu-

lein ein richtiger Schauer über den Rücken. Sie erzittert und steckt die Nadel in den Strumpf, erhebt sich dann ganz steif und schwer und geht, um nach dem Feuer im Ofen zu sehen. Es ist eigentlich kein Feuer, sondern ein kümmerliches Flämmchen, das niemals imstande sein wird, die Stube warm zu bekommen, das aber, so scheint es dem Fräulein, Holz und Kohle schluckt wie der Vesuv und der Ätna oder wie jener amerikanische Vulkan, an dessen Namen sie sich nicht mehr erinnert, von dem sie jedoch weiß, dass er mit seiner Flamme noch mehr verschlingt und verbrennt als unsere bekannten Vulkane. Sie geht, um noch etwas Kohle nachzulegen, schreckt aber gleich auf, als hätte sie ein großes und nicht wiedergutzumachendes Übel anrichten wollen, beißt die Zähne zusammen und kehrt mutig an ihren Platz zurück. Dort stopft sie weiter an ihrem Strumpf. Sie ist zufrieden mit sich selbst und dieser Welt, in der es überall und immer etwas zu sparen gibt. (Sie erinnert sich, dass sie einmal irgendwo in der Zeitung gelesen hat, dass in den Kasernen während der Wintermonate eine Temperatur von 15 Grad Celsius vorgeschrieben ist.) Beim Gedanken daran spürt sie die Kälte kaum noch. Es wärmt sie auch das Schäufelchen Kohlen, das sie nicht verbraucht hat. Dabei sind ihre Hände blau, die Lippen grau, und die Nase ist rot. Manchmal geht vor Kälte ein tiefes, inneres Zittern durch ihren ganzen Körper. Trotzdem weicht das Fräulein nicht zurück und verlässt ihren Platz nicht. Ähnlich können auch gute, tüchtige Krieger in Augenblicken der Gefahr ein kurzes Zittern nicht vermeiden, aber sie überwinden es heldenhaft und stürmen vor.

So stopft und duldet das Fräulein, ohne zu klagen und in ihrem Eifer zu erlahmen. Durchgefroren und steif verstärkt sie die verschlissene Stelle des Strumpfes, zieht das Garn sorgfältig zwischen den Fäden durch, die dünn geworden und ausein-

andergerückt sind, hebt einen Faden mit der Nadel, lässt den zweiten liegen, hebt einen, lässt den zweiten liegen, immer der Reihe nach, vorwärts und rückwärts, bis sie die beschädigte Stelle verstärkt und ausgebessert hat.

Wenn sie es dann anschaut, erfüllt sie von Kopf bis Fuß wie Wärme das Bewusstsein, dass ein weiterer Posten ihres Haushalts auf der Habenseite der komplizierten Buchhaltung von Verlust und Gewinn verbucht ist. Und mehr noch: dass in dem großen und ewigen Kampf gegen Verderb, Schaden und Verbrauch wieder ein Sieg erfochten wurde, dass in dem ständig bedrohten Raumschiff ein weiterer tückischer Riss gestopft ist. Und oft, in glücklichen Augenblicken, steigert sich dieses Bewusstsein zu einem Siegestaumel.

Dann kommt ein anderes Loch an die Reihe, im selben oder in einem anderen Strumpf. Und jedes erscheint anfangs hoffnungslos und irreparabel. Aber über jedem lächelt zum Schluss der Sieg. So vergehen Stunden bei dieser scheinbar eintönigen und langweiligen Arbeit. Denn sie erscheint bloß eintönig. Während das Fräulein die Fäden hebt und liegenlässt und das Garn hindurchzieht, lässt sie ihrer Einbildungskraft und ihren Erinnerungen freien Lauf, denkt und träumt sie auf ihre Art und erinnert sich, gleichzeitig oder abwechselnd. So geht es von Faden zu Faden, und heute Abend zieht das ganze Leben an ihr vorüber ...

Die Kindheit, jene frühe Kindheit, von der die Philosophen und Dichter sagen, sie sei die glücklichste Zeit im Leben des Menschen, diese harmlose Zeit, wo der Mensch weder vom Geld weiß noch von der Anstrengung, es zu verdienen und zu verteidigen, hat es für sie gar nicht gegeben. Diese Zeit ist in ihrem Bewusstsein ein leerer und farbloser Fleck. Ihr Leben beginnt

etwa mit ihrem fünfzehnten Lebensjahr. Es beginnt an einem dunklen Punkt, in einem bitteren Augenblick.

Das war vor ungefähr dreißig Jahren. Ihr Vater, Gazda Obren Radaković, war damals einer der angesehensten serbischen Kaufleute in Sarajevo. Er stammte nicht aus Sarajevo, sondern aus der Krajina. In seiner Jugend war er gleich nach der österreichischen Besetzung nach Sarajevo gekommen und dort durch Glück und Geschick bald zu einem der besseren Händler aufgestiegen. Er heiratete die schöne, zarte und blonde Radojka, die aus der alten und angesehenen Sarajevoer Familie Hadži-Vasić stammte. Das festigte seine Stellung im Geschäftsviertel. Gleich am Anfang des Veliki Ćurčiluk befand sich Gazda Obrens Geschäft. Er handelte mit Pelzwaren en gros, dehnte seine Geschäfte aber mit der Zeit auch auf andere Zweige aus. So war er ein Hauptaktionär der ersten Bierbrauerei in Kovačići und Mitglied verschiedener Verwaltungsräte.

Dem Fräulein scheint, sie erinnert sich an ihren Vater, seit sie denken kann. Auch in ihren frühesten Erinnerungen ist er die Hauptperson. Aber wenn sie an ihn denkt, sieht sie ihn immer so, wie er in seinem letzten Lebensjahr war. Sie wohnten damals in ihrem neuen, geräumigen Haus, unmittelbar am Ufer der Miljacka, unterhalb der protestantischen Kirche. Rajka kam gerade in die vierte Klasse des Lyzeums. Sie sieht ihn deutlich vor sich und wird ihn so bis zu ihrer Sterbestunde sehen. Groß, aufrecht und schlank, hager; der Schnurrbart angegraut, das Haar an den Schläfen schlohweiß. Auf dem Kopf ein schwarzer Halbzyylinder, am Körper ein heller aschfarbener Anzug, ein tadellos weißes und gestärktes Hemd mit hohem Kragen und einer blau-schwarz-gestreiften Seidenkrawatte. Auf der Brust eine goldene Kette, an der Hand zwei schwere goldene Ringe, ein Ehe- und ein Siegelring, an den runden, gestärkten Man-

schetten große, runde Knöpfe aus Gold. Und auf der Straße bewegte er sich so aufrecht und stolz, dass er aussah wie ein Denkmal, das sich weder vorbeugen noch setzen kann. Sein Gesicht war ernst wie das eines Heiligen. Er lachte nicht und sprach nicht, sondern gab nur kurze Anweisungen und Anordnungen. Und dieser in ihren Augen so große und herrliche Mann war ihr Papa, er nahm sie nach dem Mittag- und Abendessen auf den Schoß, als wäre sie noch immer sechs Jahre alt, strich ihr übers Haar und fragte mit warmer Stimme:

»Was hast du heute gemacht, meine Kleine?«

Und während sie von ihren kleinen Unternehmungen und Erlebnissen am Tag erzählte, schaute er irgendwohin durchs Fenster, wobei er offensichtlich nur das Murmeln ihres Geplappers vernahm. Aber für sie gehörte auch das zur unbegreiflichen Größe ihres Papas, dass er auf das, was man ihm sagte, gar nicht richtig achtete, sondern gedankenverloren durch das Fenster in die Ferne schaute. Übrigens verhielt er sich den Erwachsenen gegenüber genauso. Er sprach niemals über sich selbst, stellte bloß Fragen und hörte sich zerstreut die Antworten an wie ein Mensch, dem alles, was die Leute sagen können, längst bekannt ist, und der die Zeit, während sie sprechen, nutzt, um nachzudenken und zu erraten, was die anderen später auf seine Fragen antworten werden.

Ihr großer und mächtiger Vater war immer gleich, wenigstens glaubte sie es, ein Geschöpf ohne menschliche Schwächen und niedrige Bedürfnisse, ohne Sorgen und Schmerzen, wie sie jeder hat, und die Falten im Gesicht und das graue Haar kamen ihr nur wie Zeichen einer besonderen Würde und außerordentlichen Größe vor. Einzig die olympischen Götter, von denen sie diesen Herbst in der Schule erstmals gehört hatte, konnte man mit ihm vergleichen, wenn auch nicht völlig gleichsetzen.

Und gerade damals, in diesem Herbst, wurde ihr Vater plötzlich und ohne jeden Übergang von seinem Piedestal gestürzt. Das bedeutete auch in ihrem Schicksal einen Einschnitt und eine Wendung. Wie sich ein heller Tag verdunkelt, so verdüsterte sich das Gesicht ihres Vaters. Er blieb immer öfter zu Hause, aber dafür kamen die Leute zu ihm, schlossen sich mit ihm im Zimmer ein und flüsternten und rechneten stundenlang.

Ihre Mutter, eine blonde, arglose, geistig und körperlich weiche und schwache Frau, war nicht fähig und imstande, es ihr zu erklären. Trotzdem wurde Rajka alles in seiner ganzen unfassbaren Schwere offenbar. Aus irgendeinem unbedeutenden Anlass geriet sie mit einer ihrer Mitschülerinnen in Streit, einem gesunden und frechen Mädchen, das wie alle Kinder der Neureichen nicht auf seine Worte zu achten brauchte. Kinder sind in ihren Äußerungen oft so rücksichtslos, wie es Erwachsene nur in Gedanken sein können. Die für ihr Alter ungewöhnlich dicke und unbeholfene Klassenkameradin fiel beim Spielen hin, und Rajka lachte sie aus. Daraufhin stand das Mädchen rot vor Wut auf und sagte ihr vor allen anderen ins Gesicht:

»Was lachst du? Lache lieber über deinen Vater, der ist seiner ganzen Länge nach hingefallen.«

Rajka wurde plötzlich ernst wie vor einem Heiligtum: »Mein Papa fällt nicht.«

Jetzt lachte das dicke Mädchen boshaft:

»Dein Vater ist bankrott. Alle sagen es. Und er ist nicht allein gefallen, sondern hat noch andere mitgerissen. Frag, wen du willst!«

Das sind die kurzen und dummen Geplänkel auf dem Schulhof und die ersten beleidigenden Worte aus Menschenmund, die man nie mehr vergisst, denn alle, die danach kommen, reißen die alte Wunde nur wieder auf.

Bankrott! Ihr Vater war gefallen, und alle sprachen davon, nur sie wusste und ahnte nichts. Was für ein Sturz war das, und wo hörte er auf? Was geschah mit denen, die so fielen? Zumal aus dieser Höhe, aus der ihr Vater stürzen musste.

Mit einer kurzen, düsteren Falte zwischen den Augenbrauen kam sie an diesem Tag nach Hause, sah ihre Mutter genauer an, die sie schon damals als ein schwaches und unerfahrenes Kind betrachtete, und begegnete ihrem Vater zum ersten Mal als einem gestürzten Mann. Wie, wo, warum, das konnte sie nicht verstehen, doch nun fand sie immer mehr Beweise für das Schreckliche und Unglaubliche, was sie erfahren hatte. In diesen Tagen hörte der Vater auf auszugehen, und der Arzt begann ins Haus zu kommen. Der Vater verließ das Zimmer nicht, ordnete mit dem Buchhalter Veso irgendwelche Akten und Papiere, führte unhörbare Gespräche mit den Kaufleuten, die seine Kompagnons waren. Und dann hörte auch das auf. Außer dem Arzt und den nächsten Verwandten kam niemand mehr zu ihnen. Die Mutter weinte den ganzen Tag, ohne ihre Tränen zu verbergen. Und als sie zum ersten Mal den großen irdenen Ofen heizten, legte sich der Vater ins Bett. Sobald Rajka aus der Schule heimkam, setzte sie sich neben ihn. Er war abgemagert, finster, sonderbar, so unrasiert, wie er war, mit dem nackten Hals, dem vorspringenden Adamsapfel und den glühenden Augen. Er sagte nichts, und sie wagte nicht zu fragen. Sie empfand bloß das Bedürfnis, neben ihm zu sitzen, ganz steif, mit zusammengekniffenen, trockenen Lippen und einer feinen, schwarzen Falte zwischen den Brauen, die sich nicht mehr verlor.

An einem dieser schon winterlichen Tage legte sie das ungewöhnliche Gelübde ab, das ihr Schicksal bestimmen sollte. Ihr Vater bat sie, näher zu kommen, richtete sich mühsam auf, strich ihr wie früher übers Haar und sagte mit ruhiger Stimme zu ihr:

»Siehst du, meine Kleine, du und ich müssen miteinander reden. Ich habe geglaubt, ich könnte mich halten und ... am Leben bleiben und brauchte dich nicht so zurückzulassen. Aber jetzt steht es so! Du bist mein kluges Kind und sollst alles wissen, die Zeit wird kommen, und du wirst es besser verstehen. Nein, weine nicht, sondern höre zu und merke dir, was dein Papa dir sagt. Du wirst von nun an dein eigener Vater und deine eigene Mutter sein, denn du weißt ja, wie die Mama ist: gut, aber weich. Ich werde keine Schande über euch bringen, denn ich habe auch die Verpflichtungen erfüllt, die ich nicht zu erfüllen brauchte, das merke dir gut, aber ich kann euch nichts hinterlassen außer dem Haus, in dem wir leben, dem Laden im Veliki Ćurčiluk und deiner Versicherung bei der Adria, die in drei Jahren, wenn du achtzehn wirst, fällig wird. Das ist für deine Heirat oder für deinen Lebensunterhalt, wie du willst und entscheidest. Nein, weine nicht, du bist mein großer Sohn, du wirst alles gut und klug erledigen und richten. Gazda Mihailo, dein Pate, wird dein Vormund sein; gehorche ihm und achte ihn, aber gewöhne dich schon jetzt daran, selbständig zu denken und zu urteilen und deine Angelegenheiten selbst zu regeln.«

Hier richtete sich der Vater noch höher im Bett auf, näherte sein Gesicht ihrem Ohr und begann ihr ruhig und feierlich seltsame Dinge mit ungewöhnlichen Worten zu sagen. Nur die Schmerzen, die er unbemerkt zu unterdrücken trachtete, unterbrachen von Zeit zu Zeit seine Rede. Diese Rede war einer von den Monologen, wie sie die Menschen in Augenblicken großen Leidens oder in der Todesstunde sprechen, wenn sie die Welt und die Menschen in einem einseitigen, außergewöhnlichen Licht sehen. Sie hörte ihm mit trockenen Augen zu, ohne zu schluchzen und zu weinen, ganz erstarrt angesichts der Größe des Augenblicks, in dem sich ihr zwar noch nebelhaft, aber

doch in seinem ganzen Umfang das Geheimnis des menschlichen Daseins in der Gesellschaft offenbarte.

»Du bleibst allein, denn deine Mutter wird nicht für dich sorgen, sondern du für sie, deshalb musst du wissen und dir gut merken, was ich dir zu sagen habe. Ein für alle Mal musst du wissen und darfst niemals vergessen, dass jeder Mensch, der es nicht versteht, das Verhältnis zwischen seinen Einkünften und Ausgaben so zu regeln, wie es das Leben von ihm verlangt, von vornherein zum Untergang verurteilt ist. Es nützt dir nichts zu erben, zu erwerben, zu besitzen, wenn du das nicht kannst. Deine Einkünfte hängen nicht bloß von dir, sondern von verschiedenen anderen Menschen und Umständen ab, aber deine Sparsamkeit hängt allein von dir ab. Darauf musst du deine ganze Aufmerksamkeit und Kraft richten. Du musst gegen dich und andere unbarmherzig sein. Denn es genügt nicht, Abstriche an deinen Wünschen und Bedürfnissen zu machen; das ist der geringere Teil der Sparsamkeit; vielmehr muss man vor allem und für immer all die sogenannten höheren Rücksichten in sich abtöten, die noblen Gewohnheiten wie inneren Edelmut, Großzügigkeit und Empfindsamkeit. Auf diese Schwächen, welche die Menschen, um uns zu täuschen, mit den schönsten Namen belegen, baut jeder, wenn er zu uns kommt; sie verschlingen alle Früchte unserer Fähigkeiten und Anstrengungen, sie sind die häufigste Ursache für unser lebenslängliches Sklavendasein in Armut oder gar unseren völligen Ruin. All das muss man sich rücksichtslos aus der Seele reißen, denn die Sparsamkeit muss unbarmherzig sein wie das Leben selbst. Ich habe in meinem Leben anders gedacht und das Gegenteil getan. Deshalb bin ich ja auch ruiniert. Doch jetzt, wo mir die Augen aufgegangen sind, möchte ich, dass dir mein Untergang als Beispiel und Warnung dient. Ich weiß, alles in dir und in deiner Umgebung wird

auf dich einreden und dich drängen, anders zu handeln, aber du darfst nicht nachgeben. Arbeite, so viel du kannst und willst, aber spare, spare immer, überall, an allem und kümmere dich um nichts und niemanden. Denn unser Leben ist so, dass die Menschen nicht durch Arbeit existieren und hochkommen, sondern durch Sparsamkeit. Du musst wissen, dass die Menschen gut und anständig mit denen umgehen, die nicht von ihnen abhängen und nichts verlangen, aber sobald du dich bindest und in Abhängigkeit gerätst, hört alles auf: Gott und Seele, Verwandtschaft und Freundschaft, Ehre und Rücksicht. Sie machen nur halt vor dem, was du fest in deinen Händen hältst, und auch das nur entsprechend der Größe deines Besitzes und der Geschicklichkeit und Kraft, mit der du ihn bewahrst und verteidigst. Merke dir gut: All unsere Gefühle und Rücksichten sind nur Schwächen, und auf sie lauert und zielt alles um uns herum. Gewöhne dich von Anfang an daran, dich nicht im Geringsten geschmeichelt zu fühlen, wenn sie dich loben, und dich nicht im Mindesten daran zu stören, wenn man dich einen Geizhals, eine herzlose und selbstsüchtige Kreatur nennt. Ersteres ist ein Zeichen, dass du auf der Hut sein musst, das Zweite, dass du auf dem richtigen Weg bist. Erfolg bei den Menschen hat nicht, wer gut und freigebig ist, sondern wer fähig ist, weder das eine noch das andere zu sein, ohne dass man ihm etwas anhaben kann. Und dass die Menschen gute und freigebige Leute loben, kommt daher, dass sie von ihnen und ihrem Untergang leben. Aber lerne rechtzeitig, dich niemals durch Worte verwirren und verleiten zu lassen; kümmere dich nur um die Sache, um die es geht, und überlasse die Bezeichnung, die man ihr gegeben hat, denen, die sie sich ausgedacht haben, um deine Wachsamkeit zu täuschen. Wer sich selbst achtet und sein Eigentum schützt, den achten und schützen alle; auf etwas anderes kannst du dich

nicht verlassen. Deshalb kümmere dich um deinen Besitz, damit nach Möglichkeit nichts, was dir gehört, auch nur für einen Augenblick vom guten Willen anderer abhängig ist. Es fällt mir schwer, dich so jung und noch unerfahren in dieser Welt, die ich erst jetzt, am Ende meines Lebens, kennengelernt habe, zurücklassen zu müssen, aber du kannst mir den Schmerz erleichtern, wenn ich sehe, dass du meinen Rat begriffen hast, und wenn du mir dein Wort gibst, dass du ihn dir merken und immer und in allem beherzigen willst.«

Da stöhnte der Kranke krampfhaft auf, und das Mädchen, das die Tränen nicht mehr zurückhalten konnte, brach in Weinen aus, doch er zog sie plötzlich an sich, und am ganzen Körper zitternd, schwor sie ihm in seinen Armen, hart und unbarmherzig zu sparen, solange sie mit der Mutter lebe, auch wenn sie heirate oder allein bleibe, ungeachtet dessen, wie sich ihr Schicksal gestalte, ihr Leben nie aus den Händen zu geben und niemals zuzulassen, dass sie ein Opfer ihrer Schwächen oder menschlicher Gier werde.

Zwei Tage darauf starb ihr Vater. Er hauchte seine Seele genau zur Mittagszeit aus, nachdem er sich zur Wand gedreht hatte, ohne in dem Moment, wie auch nicht davor, zu jemandem etwas zu sagen, ohne ein einziges Wort der Klage über sein Schicksal und die Menschen. Und niemand erfuhr genau, was sich zwischen dem Sterbenden und dem Mädchen, dessen Leben erst begann, abgespielt und was für ein gefährliches Vermächtnis der Vater seiner Tochter hinterlassen hatte.